
Zusammenfassung

Die akademische Psychologie, die den Anspruch der Wissenschaftlichkeit hat und auch jenen der Naturwissenschaftlichkeit mitführt, ist seit ihrer Entstehung auch ein Krisendiskurs, der zwar oft über längere Zeit hinweg unterschwellig verläuft, aber von Zeit zu Zeit an bestimmten Brennpunkten aufflammt und zu heftigen Auseinandersetzungen über besondere Probleme des Faches führt. Die anfängliche Aufbaukrise der Psychologie verwandelte sich im Verlaufe der Zeit in eine Bestands- und Legitimationskrise. In der aktuellen Krise ist ein Aufruf zu neuem Optimismus zu hören, aber auch viel Resignation zu spüren. Wird die Psychologie endlich handfeste Beiträge zu den Ansprüchen der Gesellschaft und zur Lösung ihrer von Jahr zu Jahr anwachsenden Probleme beispielsweise im psychosozialen Bereich leisten können? Oder wird in Zukunft auch in dieser Beziehung wieder mehr von der Biologie erwartet und die Psychologie ins Abseits gedrängt?

Herzog stellte im Jahre 2012 Folgendes fest: „Die Geschichte der wissenschaftlichen Psychologie wird begleitet von einem Krisendiskurs, der periodisch aufflammt und auf Defizite der Disziplin hinweist“ (Herzog 2012, S. 134). Dem Autor nach waren die Krisendiagnosen vielfältig (u.a. ungenügende Alltagsrelevanz der akademischen Psychologie; Reduktion der Menschen auf blutleere Normversuchspersonen).

Indessen änderte die Krisenhaftigkeit der Psychologie nichts an der „Hegemonie des mainstreams“ im Verhältnis alternativer Ansätze (vgl. Markard 1993, S. 4). Krise wäre in Bezug auf Wissenschaft im Sinne von Kuhn (1962/2012) auch gar nicht negativ zu verstehen, setzt doch dieser Begriff einen vorhergehenden normalen wissenschaftlichen Betrieb voraus. Demnach ist die Möglichkeit einer Krise in der Psychologie *nicht* selbstverständlich.

Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive scheint indes die Psychologie aus zwei nicht übereinstimmenden Gründen durchaus *fragwürdig* zu sein: 1) Die Psychologie wird als festgefügte Naturwissenschaft betrachtet (ähnlich wie die Physik respektive die klassische Mechanik, deren Grundlagen lange Zeit scheinbar nicht ernsthaft bezweifelt werden konnten). 2) Die Begrifflichkeit der Psychologie wird als so wenig entwickelt erachtet, dass die Frage aufgeworfen wird, ob sie (schon) reif dafür sei, in eine „Krise“ zu geraten (vgl. Graumann 1981, S. 27 f.).

In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass sich die Psychologie derzeit wieder in einer Krise befindet, auch wenn dieselbe *nicht* im Sinne des Physikers und Wissenschaftstheoretikers Kuhn verstanden werden kann. Krise wird hier mehr im Sinne einer schwierigen Situation betrachtet, die mit dem Fach an sich gegeben ist. Es handelt sich um eine grundlegende Schwierigkeit einer Wissenschaft, die meistens durch Betriebsamkeit abgewehrt wird, aber von Zeit zu Zeit wieder zum Vorschein kommt.

Obgleich die meisten Menschen der Psychologie großes Interesse entgegenbringen, blieb ihre Krisenhaftigkeit der Öffentlichkeit bisher weitgehend verborgen. Selbst viele Psychologen spüren sie nicht oder nur diffus. Gerade auch von den akademischen Psychologen an den Universitäten und Hochschulen werden die Defizite ihres Faches nicht selten verleugnet. Indessen scheint sich zumindest bei einem Teil der Psychologen und Psychologinnen ein Wandel abzuzeichnen. In ihren Gremien und Fachzeitschriften werden zwar grundsätzliche wissenschaftstheoretische Probleme nach wie vor häufig überspielt, doch werden nun immerhin einige davon in der „*Psychologischen Rundschau*“, dem Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, diskutiert (Näheres in Kap. 6).

2.1 Das Besondere an der momentanen Krise

Es ist keineswegs das erste Mal, dass Psychologen die „Krise der Psychologie“ thematisieren. Schon früher war dies verschiedentlich der Fall (vgl. u.a. Bühler 1927/1978; Wellek, 1959/1970). Es kam im Verlauf der Geschichte der Psychologie immer wieder vor, dass einzelne Psychologen nach längerem geduldigen Stillschweigen den Schluss zogen, dass ihr Fach sich in einer Krise befinde. Nicht selten wurde dies mit dem *minimalen Ertrag* dieser Wissenschaft begründet. Ein Beispiel: In den späten 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts gelangte Weinert (1969) hinsichtlich eines halben Jahrhunderts Lernforschung zum deprimierenden Fazit, dass die Theoretiker der Lernpsychologie offensichtlich „die einzigen Menschen sind, von denen angenommen werden kann, daß sie praktischen Nutzen aus den Lerntheorien gezogen haben“ (ebd., S. 56).

In der akademischen Psychologie dominiert seit ihren Anfängen die nomothetisch ausgerichtete Psychologie; das heißt jene Form der Psychologie, welche die Aufstellung und Überprüfung von Gesetzmäßigkeiten zu ihrem Ziel erklärt. Die Hegemonie dieser Psychologie, die sich als naturwissenschaftliche versteht, hat mitunter nicht nur immer wieder alternative Ansätze hervorgerufen (u.a. mehr sozial- und geisteswissenschaftlicher Art), sondern dieselben auch wieder in ihre Schranken verwiesen und nicht selten zu Rand-

existenzen verurteilt. In diesem Prozess der Psychologie wurde auch die „Krisenhaftigkeit ihrer Existenz“ reproduziert. Die fehlende Beziehung zwischen Mainstream und alternativen Ansätzen war nicht zuletzt auch durch „massive materielle Interessen und ideologische Funktionalitäten“ bedingt (vgl. Markard 1991/1993, S. 13).

Es ergaben sich teilweise heftige Kontroversen, doch diese beruhigten sich wieder, ohne dass ein wirklicher Ausweg aus der Krisenhaftigkeit dieser Wissenschaft gefunden werden konnte und sich einmal eine neue, wirklich wissenschaftliche Perspektive eröffnete. Deshalb konnte ein eigentlicher Paradigmenwechsel im Sinne von Kuhn (1962/2012) gar nicht stattfinden, denn ein solcher Wechsel setzt voraus, dass zuvor ein sinnvolles Paradigma überhaupt Bestand hatte (s.o.).

Hier soll vorerst nur *ein* möglicher Grund für diese Lage der Psychologie angeführt werden: Die Psychologie ist sozusagen eine „tückische Wissenschaft“. Will heißen: Ihre Modelle, Theorien und Maßsysteme verändern ihr Objekt – die „psychische Realität“, was immer auch dieser Ausdruck bedeuten mag. Erkenntnis und Interesse vermengen sich in der Wissenschaft, genannt „Psychologie“, in einem ebenso ausgeprägten wie scheinbar undurchsichtigen oder zumindest ignorierbaren Sinne. Umso bemühter scheinen viele Psychologen zu sein, den Schein objektiver Naturwissenschaft zu erhalten. Dass damit die Psychologie auch ideologische Funktionen übernehmen könnte, wird in der vorliegenden Arbeit nicht thematisiert und sollte in einer weiteren Studie behandelt werden.

Muss man aufgrund der in der Psychologie besonders ausgeprägten und problematischen Veränderung des Forschungsobjektes durch die Forschung oder aus anderen Gründen, die hier noch nicht angeführt werden, von einer „permanenten Krise“ der Psychologie sprechen? Die meisten Psychologen würden sicherlich widersprechen. Indes wies Graumann (1983) in Abhebung von Graumann (1981) auf die „immer wieder aktuelle Krise der Psychologie“ hin (ebd., S. 64). Doch in den Augen der meisten Psychologen verlief die Psychologie zumindest seit den 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts in ruhigen Bahnen und wurde höchstens zwischenzeitlich durch „Dialoge“ gestört, die zwar ärgerlich waren, von denen man sich aber am besten nicht irritieren ließ. In diesem Sinne scheint das Konzept einer „wiederkehrenden Krise der Psychologie“ den hier zu behandelnden Sachverhalt angemessener zum Ausdruck zu bringen als ein Konzept der „permanenten Krise der Psychologie“.

Die *gegenwärtig* aufscheinende Krise der Psychologie unterscheidet sich grundlegend von den früheren problematischen Situationen in diesem Fach. Sie erfolgt nach einer längeren, dem äußeren Anschein nach krisenfreien Zeit, in der die Psychologen ihren Einfluss stets erweitern konnten. Die gegenwärtige Krise betrifft auch viel mehr Personen, als dies bei früheren Entscheidungssituationen innerhalb dieser Wissenschaft der Fall war. Vordem waren es meistens einige wenige Wissenschaftler, hauptsächlich Ordinarien und ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die unter dem Zustand ihres Faches litten und sich entsprechend über unzureichende Sachverhalte in ihrer Wissenschaft miteinander auseinandersetzen mussten. Heute gibt es ungleich viel mehr Psychologen, die an Universitäten und Hochschulen forschen und lehren; auch außerhalb der Lehranstalten gibt es inzwischen sehr viele Personen, die psychologisch tätig sind und darauf vertrauen, dass die

Psychologie „wissenschaftlich fundiert“ ist oder wenigstens mit der Zeit sogenannte Fortschritte macht und sich weitergehend wissenschaftlich legitimieren kann.

Die akademischen Psychologen verstehen sich als Wissenschaftler, als empirische, insbesondere experimentelle Wissenschaftler, ja als Naturwissenschaftler, wie viele von ihnen unmissverständlich zum Ausdruck bringen. Indessen spüren manche von ihnen auch, dass etwas an diesem Selbstbild nicht stimmig ist; dass es eine Inkongruenz gibt, die sie aber meistens nicht genau zu benennen vermögen. Stattdessen kommen Ängste zum Vorschein – Ängste vor der übermächtigen Biologie und Ängste vor ihrem eigenen Versagen, nicht zuletzt auch was die psychologische Praxis anbelangt. Wenngleich sie es sich nicht richtig eingestehen wollen oder können: Sie befürchten, dass ihre Erkenntnisse nicht sehr nützlich sind für die Praxis.

Die aktuelle, insbesondere kognitivistisch ausgerichtete experimentelle Psychologie hat, was ihre Wissenschaftlichkeit anbelangt, quasi eine Achillesferse. Dieselbe wurde in früheren Kontroversen ganz klar bezeichnet (Kap. 5.7 und 7.7). Doch die Psychologen wollen oder können sie nicht zur Kenntnis nehmen, denn diese Stelle an ihrem wissenschaftlichen Körper scheint für sie genau dann gefährlich zu werden, wenn sie nicht weiterhin bedeckt gehalten und vielen Menschen, nicht nur Wissenschaftstheoretikern, bekannt wird.

Viele akademische Psychologen möchten auch nichts von der Psychologiegeschichte, diesem Teilgebiet ihres Faches, wissen. Es könnte dazu beitragen, diese Achillesferse freizulegen. Experimentelle Psychologen, nicht alle, aber die naiveren unter ihnen, finden die Geschichte der Psychologie eine überflüssige Disziplin. Sie versuchen, diese Disziplin abzuschaffen und veranlassen sie aus den Lehrplänen der Psychologie zu entfernen. Die meisten experimentellen Psychologen wollen mit ihrer Wissenschaft lieber weitermachen wie bisher; eigentlich haben sie nichts dagegen, „einfach weiter drauflos zu experimentieren“. Manchmal machen einige dies fast spielerisch – viele andere machen es eher verbissen in stetiger Abwehr von all dem, was sie nur als Störung empfinden. Experimente sind zwar sicherlich nicht mehr aus der Psychologie wegzudenken, doch dürfen sie nicht unkritisch verwendet werden. Sie sollten nicht überhandnehmen, sondern ganz gezielt eingesetzt werden. Außerdem gibt es inzwischen viele andere empirische Methoden, deren Stellenwert neben den experimentellen nicht geschmälert werden darf. Gerade auch Naturwissenschaften wie die Physik oder Biologie haben sehr viel der Beobachtung zu verdanken, eine Methode, die in der psychologischen Forschung weitgehend vernachlässigt wird und auch in der Lehre nicht didaktisch und lernpsychologisch versiert in ihren Grundzügen eingeübt, systematisch aufgebaut und gepflegt wird (siehe Näheres hierzu in Kap. 4.2).

2.2 Das Gefühl der Nutzlosigkeit

Für viele akademische Psychologen ist die Praxisfrage ebenso lästig wie irritierend: Was nützt die experimentelle Psychologie der Praxis? Beispielsweise den vielen Absolventen der Psychologie, die als Beraterinnen und Berater an Jugendberatungsstellen und in schul-

psychologischen Diensten tätig sind. Ist es wirklich viel mehr, als der gesunde Menschenverstand und die eigene Lebenserfahrung einflüstern? Meistens sind es eher triviale Erkenntnisse, die teils von der experimentellen Psychologie bestätigt, teils aber auch (wieder) infrage gestellt werden. Stimmt dieser Befund wirklich oder stimmt er eigentlich nicht? Unter welchen Bedingungen stimmt er nicht und unter welchen Bedingungen stimmt er vielleicht doch? Und wenn der Befund richtig sein sollte: Was hilft er mir eigentlich für meine tägliche Arbeit? Wie steht es mit der Prognosepotenz dieser Wissenschaft? Erlaubt sie Prognosen wie in der Physik, wie in der Chemie oder wenigstens wie in der Meteorologie? Ähneln die Aussagen und Voraussagen, welche die Wissenschaft Psychologie erlaubt, nicht häufig der Prognose jenes Meteorologen, der auf die Frage nach dem Wetter in den kommenden Pfingstferien antwortete, entweder wird die Sonne scheinen oder das Wetter wird nicht so schön und zeitweise sogar regnerisch sein.

Viele akademische Psychologen hören die Frage nach der Voraussagekraft ihrer Wissenschaft nicht gerne, weil sie wissen, dass dieselbe über die Wissenschaftlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit ihres Faches entscheidet. Andere, für „Laien“ wichtige Probleme weisen sie eher als „naive Problemstellungen“ zurück. Beispielsweise welchen Nutzen ein bestimmtes Experiment für die psychologische Praxis hat. Doch es gibt auch einige wenige andere Stimmen, die durchaus geneigt sind, auf unbequeme Fragen zu antworten und sich auch selbst Fragen stellen, die nicht so leicht zu beantworten sind.

Lösel (2009) stellte sich die Frage, welche psychologischen Erkenntnisse „wirklich so solide Pfeiler sind, dass man sorglos über eine darauf gebaute Brücke fahren würde“ (ebd., S. 246). Anscheinend bietet die Prüfung von Einzelhypothesen im Labor mit konstruierten Szenarien und studentischen Probanden oft ein zu schmales „Validitäts-Fundament“ für den Transfer in die Praxis (vgl. u.a. Krüger 2009, S. 254). Frese (2009) gehört zu den Psychologen, die darauf hingewiesen haben, dass man fast immer „eine Alternativinterpretation zu jeder wissenschaftlich abgesicherten Feststellung“ innerhalb der Forschungsgemeinschaft finden könne (vgl. Frese 2009, S. 248).

Bak (2011) sprach aus, was viele Psychologieinteressierte denken, selbst dann, wenn sie sich noch nie besonders mit Wissenschaftstheorie auseinandergesetzt haben. Wenn man auf praktisch relevante Fragen meistens nur antworten könne „Das kommt darauf an“ oder „Das muss man differenziert betrachten“, halte sich die Psychologie jede Option offen und verschließe sich der tätigen Verantwortung, so dass die Gefahr bestehe, dass das „psychologische Wissen der Beliebigkeit verfällt“ (vgl. ebd., S. 237).

Nach Greve (2011) mangelt es der Psychologie vor allem an Attraktivität bei einem großen Teil des Publikums. Nach diesem Autor kann man sich nicht einfach auf die Qualität der eigenen Argumente verlassen; man benötigt auch „Kredit“, sonst würde sich niemand die Mühe machen, die Psychologen anzuhören. Er fügt indes hinzu: „Ein Aspekt dabei“ – oder vielmehr ein Problem – „ist die ernstliche *Erwartung* des Publikums, dass psychologisches Wissen *tatsächlich* hilfreich sein kann“ (ebd., S. 230; Hervorhebung von Greve). Welche Konsequenz wird hieraus gezogen? Über vieles könne zwar gestritten werden, doch unter dem Strich dürfte die Diagnose konsensfähig sein, „dass das gefühlte *Image* der Psychologie in der Öffentlichkeit Wünsche offen lässt“ (ebd., S. 239; Hervor-

hebung von M.G.). Demnach wäre das Problem der Psychologie letztlich doch nur eine Frage der richtigen Präsentation.

Was tun? Die meisten Psychologen, die sich zum Praxisproblem im Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, der „*Psychologischen Rundschau*“, zu Wort meldeten, schlugen hauptsächlich „verstärkte Öffentlichkeitsarbeit“ vor (vgl. u.a. Bak 2011, S. 238). Hat nicht schon Feyerabend (1975/1976) dargelegt, dass die Wissenschaft nicht nur durch Erfahrung und unkonventionelle Deutung von Fakten Fortschritte erzielt, sondern nicht zuletzt durch Propaganda? So gesehen ist es vielleicht nicht ganz abwegig, wenn sich die akademischen Psychologen auf das angeblich „anarchistische Wissenschaftsverständnis“ zurückzubedenken scheinen, um aus ihrer Situation, die sie ängstigt, einen Ausweg zu finden und wieder neue Hoffnung zu schöpfen.

Es gibt aber auch einige Mitglieder der Zunft, die sich einer Diagnose ihrer Lage nicht widersetzen und sich mit dem Praxisproblem tatsächlich auseinandersetzen. Das folgende Beispiel bezieht sich auf die Pädagogische Psychologie. Nach Stark, Mandl und Hermann (2007) lassen sich auf diesem so wichtigen Gebiet der Psychologie „kaum aussagekräftige, unter definierten Bedingungen ausnahmslos gültige Gesetze aufspüren“, welche Transformationen von der Pädagogischen Psychologie als grundlagenorientierte Wissenschaft in Handlungsregeln zulassen, die für die Praxis relevant respektive für praxisrelevante Problemstellungen verwertbar sind (vgl. ebd., S. 118). Die Autoren fahren fort wie folgt:

Und selbst wenn derartige Gesetze formuliert werden können (...), muss bedacht werden, dass diese in der Regel nur unter hochgradig idealisierten Bedingungen gelten, d. h. wenn keine Störvariablen wirksam werden. Nun ist es aber schon schwierig, den Einfluss von Störvariablen im Labor zu kontrollieren – unter Praxisbedingungen werden diesem Vorgehen bekanntlich enge Grenzen gesetzt. Hier sind die Gültigkeitsvoraussetzungen nomologischer Gesetzesaussagen in der Regel verletzt, was deren praktische Anwendung vor unüberwindbare Probleme stellen kann (ebd., S. 118).

Worauf ist die umsichgreifende Verunsicherung der Psychologen zurückzuführen? Was müssten die Psychologen wirklich tun, um ihre Probleme zu bewältigen? Eine mögliche Antwort ist die Aufhebung der Trennung zwischen Theorie und Praxis (Kap. 6.2 und 7.15). Bei vielen Pionieren des Faches (wie z.B. William Stern oder Kurt Lewin) ist es noch selbstverständlich gewesen, dass sie sowohl grundlagen- als auch anwendungsorientiert gearbeitet haben. Das ist heute kaum mehr der Fall. Es gibt nur noch ganz wenige Ordinarien, die auch Berufserfahrung im außeruniversitären Bereich haben. Bei Berufungsverfahren wird Berufserfahrung nicht etwa positiv, sondern in den allermeisten Fällen negativ bewertet. In den neuen Bachelor- und Masterstudiengängen kommen die Anwendung des Faches sowie die Verbindung desselben mit anderen Fächern, die Interdisziplinarität, zu kurz. „Als Folge dieser Prozesse ist zu befürchten, dass die bereits bestehende Kluft zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisstand und Umsetzung in der Praxis noch größer wird, als sie es bisher schon ist“ (Spiel, Lösel und Wittmann 2009a, S. 241).

2.3 Angst vor Übergriffen der Biologie

Vielleicht noch mehr als der mangelnde Praxisbezug bereitet vielen Psychologen der Zugriff der Biologen auf ihr Fach Sorgen. Kann die Psychologie neben der übermächtigen Biologie bestehen, oder gerät sie in deren Sog? Übernimmt die Biologie immer mehr Aufgaben, die sich eigentlich der Psychologie stellen müssten?

Jäncke und Petermann (2010a) wiesen darauf hin, dass Psychologielehrstühle, die sich mit klassischen Themen der Psychologie auseinandersetzten, mehr und mehr zu neurowissenschaftlichen Lehrstühlen mutierten. Inzwischen könne man den Eindruck gewinnen, dass Kognitive Neurowissenschaft das Gleiche sei wie die Kognitive Psychologie. So thematisierten die beiden Autoren die Entstehung neuer Wissenschaftszweige, die als „Bindestrichwissenschaften“ bezeichnet werden (z.B. Neuropsychotherapie, Neurolinguistik): Bei diesen ursprünglich spezifisch psychologischen Themenbereichen (Psychotherapie, Sprachpsychologie) kommt nun „Neuro“ an die erste Stelle des Signifikanten und „Psychologie“ verschwindet, so dass „Neuropsychotherapie“ bzw. „Neurolinguistik“ resultiert.

In diesem Kontext der scheinbar übermächtig werdenden Biologie und der Neurowissenschaften ergibt sich die Frage, ob die Psychologie in Gefahr geraten ist, ihre Eigenständigkeit und ihr ursprüngliches Gegenstandsfeld zu verlieren. Konkret ist zu prüfen, ob die Psychologie mit ihren vielfältigen Wurzeln reduziert und durch andere biologische Disziplinen ersetzt wird (ebd., S. 173).

Anscheinend fürchten sich die Autoren besonders vor der übermächtig werdenden Neurowissenschaft. Dieselbe stellt für ihr eigenes Fach eine Gefahr dar, die so groß ist, dass sie ihr Gegenstandsfeld verlieren könnte und als Wissenschaft durch die biologische Disziplin verdrängt würde. Die Autoren mutmaßen, dass die drohende Gefahr einzelne Psychologen bereits in die Flucht getrieben und der Biologie zugeführt hat. Sie suchen in diesem naturwissenschaftlichen Gebiet Zuflucht, weil sie nur hier – ihrem Wissenschaftsbegriff und psychologischen Verständnis entsprechend – wahre Wissenschaftlichkeit und methodologische Redlichkeit erkennen: „Möglicherweise ist darin ein Grund zu sehen, dass sich einige Psychologen in die Biologie flüchten, *um sich dem Vorwurf der mangelnden Seriosität zu entziehen*“ (ebd., S. 174; Hervorhebung von M.G.).

Nach Hommel (2010) stellt der „enorme Erfolg der kognitiven Neurowissenschaften (...) die Psychologie vor potentiell bedrohliche Herausforderungen“ (ebd., S. 199). Die Neurowissenschaften würden zunehmend das „Tagesgeschäft in den Medien und in der Politik“ dominieren. Er weist darauf hin, dass sie dies in einer Art und in einem Maße tun, „die für die Psychologie in der Tat wichtige Fragen aufwirft – Fragen, die unter Umständen sogar ihren Bestand infrage stellen können“ (ebd., S. 199).

Nicht wenige Psychologen scheinen sich ihrer wissenschaftlichen Kapazität nicht mehr so sicher zu sein. Kann sich die Psychologie in Zukunft behaupten, oder wird sie marginalisiert oder gar substituiert? Jäncke (2010) weist auf das Akzeptanzproblem hin. Die akademische Psychologie habe aufgrund ihrer Besonderheit schon früher mit diesem Problem

innerhalb der nicht psychologischen Wissenschaften und im Laienpublikum zu kämpfen gehabt. „Diesem Akzeptanzproblem kann man nicht enttrinnen, indem man sich anderen Wissenschaftsdisziplinen unterordnet. Die akademische Psychologie muss vielmehr ihren eigenen Weg finden, um das besser verstehen zu lernen, was das menschliche *Erleben* und *Verhalten* ausmacht“ (ebd., S. 197; Hervorhebungen von Jäncke).

Einige Wissenschaftler fragen sich indes, was wirklich dagegen spricht, die Psychologie nicht einfach der Biologie oder den Biowissenschaften zuzuordnen. Diese für Psychologen fatalen Zuordnungsversuche finden vor allem Befürworter in den Nachbarwissenschaften (z.B. in der Medizin), aber vereinzelt auch in den eigenen Reihen. Allerdings gibt es mindestens ebenso viele Kritiker, welche die Eigenständigkeit der Psychologie als Wissenschaftsdisziplin betonen und zur Zurückhaltung mahnen. „Insofern muss man sich natürlich fragen, was ist das Eigenständige und herausragend Besondere der Psychologie, das zwingend die Existenz einer eigenen wissenschaftlichen Disziplin erfordert“ (ebd., S. 175).

Wie lässt sich die Psychologie als akademische Disziplin legitimieren? Bis heute scheint vielen Psychologen noch nicht klar zu sein, was das Eigenständige und Besondere ihrer Disziplin ist. Das ist auch nicht weiter verwunderlich. Bei den Fachkräften besteht nach wie vor keine Einigkeit darüber, was der eigentliche Gegenstand ihrer Forschung ist; existiert ein solcher Gegenstand überhaupt, oder stellen sich hinsichtlich der „Seele“ oder der „Psyche“ ähnliche Fragen, wie sie sich moderne Theologen hinsichtlich Gottes stellen?

Das Wissen über den Gegenstand der eigenen Forschung wäre nicht zuletzt auch hilfreich, um die eigene Existenz zu rechtfertigen und zu sichern. Jäncke und Petermann (2010b) fragen sich, ob durch die zunehmende Dominanz der neurowissenschaftlichen und biologischen Ansätze die „originär akademische Psychologie überflüssig (wird)“ (ebd., S. 175). Eine Frage, die nicht gestellt werden müsste, wenn die akademische Psychologie über mehr „Selbsterkenntnis“ verfügen würde sowie über mehr „Selbstbewusstsein“, das als solches nicht zuletzt auch vom Ausmaß des Nützlichen abhängt, das sie vorzuweisen imstande ist (Kap. 2.2).

Indessen gibt es unter den akademischen Psychologen inzwischen auch eine optimistischere Haltung gegenüber der Biologie. Einige Autoren weisen darauf hin, dass die Verwendung biologischer Methoden die Psychologie (wieder)beleben könnte, gerade so, wie dies schon in früheren Zeiten der Fall gewesen sei: „In der Geschichte der Psychologie war es oft so, dass mit der Einführung biologisch orientierter Messmethoden zur Untersuchung psychologischer Phänomene die Hoffnung erwuchs, dass die Messung psychologischer Sachverhalte objektiver würde“ (ebd., S. 176).

Psychologen sollten also weniger befürchten, dass sich die Biologie gegen ihr Fach wendet, sondern aus der Nachbarwissenschaft Hoffnung für ihr eigenes Fach schöpfen, insbesondere was dessen wissenschaftliche Qualität anbelangt. Die Psychologie dürfe sich der Hirnforschung nicht verschließen, sondern müsse aufmerksam verfolgen, was in dieser geschieht. Ja mehr noch: Sie selbst müsse initiativ gegenüber dem Nachbarfach werden. Es liege an den Psychologen, die Initiative zu ergreifen; ansonsten würden sie wichtige Möglichkeiten verpassen und relevante Forschungsfragen aus den Augen verlieren,

beispielsweise in Bezug auf die Lebensqualität psychisch kranker Menschen. Hierfür sei erforderlich, dass die Psychologie immer im Austausch mit den Nachbardisziplinen bleibe. Andernfalls könne sie sich gerade nicht als eigenständige Disziplin weiterentwickeln. Insbesondere sollte die Psychologie die Hirnforschung zu wirklich nutzbringenden Untersuchungen anregen. Welche neurologischen Fragestellungen könnten zu Befunden führen, die für die Psychologie weiterführend wären?

Am besten wäre natürlich, wenn die Psychologie bei diesem Treiben nicht wartend – wie ein kleines Kind vor dem Schaufenster eines Spielzeugladens – der Hirnforschung zuschaut, bis diese die interessanten Befunde zutage fördert. Nein, am sinnvollsten wäre es, wenn die akademische Psychologie federführend, gestaltend und kontrollierend diesen Forschungszweig vorantreibt. Beteiligt sie sich nicht, profitiert sie auch nicht wesentlich davon. Irgendwann ist sie gar nicht mehr dabei, weil die anderen Disziplinen zentrale Themen bestimmen (ebd., S. 178).

Diagnostiziert werden kann ein ambivalentes Verhältnis der Psychologie zur Biologie nach vorgängiger Regression aufgrund übermächtiger Präsenz der Biologie. Ein ähnliches Verhältnis der Psychologie kommt auch gegenüber der eigenen Wissenschaft hinsichtlich der Praxis zum Vorschein: Einerseits wird in Bezug auf die Anwendungsmöglichkeiten der Grundlagenwissenschaft die Relevanz der Forschungsbefunde überschätzt und primär das Problem der Umsetzung „psychologischer Erkenntnisse in die relevanten Felder“ anerkannt (vgl. Spiel et al. 2009a, S. 241); andererseits wird der Transfer in die Praxis gar nicht als wünschenswert erachtet, „weil in der Forschung mehr offene Fragen als klare Antworten vorliegen“ (Hasselhorn 2009, S. 245).

Die aktuellen Praxis- und Biologiedebatten in der deutschen Psychologie werden in der vorliegenden Arbeit ausführlich dargestellt (Kap. 6). Auffällig an den beiden Debatten ist Folgendes: Obwohl beide von Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in ihrem Organ „*Psychologische Rundschau*“ innerhalb eines vergleichsweise engen Zeitraums geführt wurden, erfolgte *keine* gegenseitige Bezugnahme. Im Gegenteil: Die Kontrahenten schienen nicht zu bemerken, was eine weitergehende Biologisierung der Psychologie hinsichtlich der psychologischen Praxis bedeuten könnte. So fragte keiner der an diesen Kontroversen beteiligten Wissenschaftler, ob der forcierte neurologische Reduktionismus auch Konsequenzen für die eigene Praxis haben könnte (z.B. hinsichtlich einer weiteren Medikalisierung psychisch kranker Personen zuungunsten psychosozialer Betreuung) und dadurch das psychologische Wirkungsfeld weiter eingeschränkt würde; vielleicht so weit, dass die Probleme des Theorie-Praxis-Transfers minimalisiert würden.

2.4 Die Aufbaukrise der Psychologie

Im Jahre 1927 wurde Karl Böhlers „*Krise der Psychologie*“ veröffentlicht. Im Vorwort weist Bühler (1927/1978) darauf hin, dass sein Buch „auf Kritik gestellt (ist), um die Krise der Psychologie zu überwinden“ (ebd., S. IX). Um was für eine Krise der Psychologie handelte es sich zum damaligen Zeitpunkt?

Bühler weist gleich zu Beginn seines Werkes darauf hin, dass zuvor noch nie so viele Psychologien nebeneinander existierten. Ein schnell erworbener und bis dahin noch nicht bewältigter Reichtum an neuen Gedanken, wissenschaftlichen Ansätzen und Forschungsmöglichkeiten habe den krisenartigen Zustand der Psychologie heraufbeschworen. Deshalb betrachtete der Autor sie weniger als negative, sondern eher als *kreative* Krise, die hinsichtlich der Entwicklung der Wissenschaft Psychologie verheißungsvoll sei.

Es ist, wenn nicht alles täuscht, keine Zerfalls-, sondern eine *Aufbaukrise*, ein *embarras de richesse*, wie er das Ausholen zu einem umfassenden Gemeinschaftswerk begleiten kann. Gelingt es, eine Konkordanz herzustellen, dann dürfen wir Großes von der Zukunft erwarten. Kritisch ist ja nicht nur die Lage in der Psychologie, sondern auch die in anderen Geisteswissenschaften und in der Biologie; ich denke mir, unsere nächsten Nachbarn, z.B. die Soziologen und die Psychiater, dürften nicht nur aus altruistischen Gründen an dem, was uns hier beschäftigen soll, Interesse nehmen (ebd., S. 1; Hervorhebungen von Bühler).

Im Unterschied zur derzeit manchmal sogar diagnostizierten „Zerfallskrise“ gab es in der sogenannten Aufbaukrise der Psychologie keine Berührungängste mit alternativen theoretischen Vorstellungen. Kritik sollte nicht abgewehrt werden – im Gegenteil: „Kontakt, Kritik und Antwort sind lebensnotwendig für jede fortschreitende Wissenschaft, sie sind das erste, was wir wiederherstellen müssen, um unsere Krise zu lösen“ (ebd., S. 27).

Bühler betrachtete die Psychologie nicht von einem einzigen Standpunkt aus. Er war *offen* für die verschiedenen Zugänge zur Psychologie und arbeitete an einer Vereinigung der verschiedenen Ansätze:

Zum Ausgangsgegenstand der Psychologie gehören (...) die *Erlebnisse*, das *sinnvolle Benehmen* (heute: Verhalten) der Lebewesen und ihre *Korrelationen mit den Gebilden des objektiven Geistes* (Produktionen). Zum philosophischen Problem wird dann die Frage, ob und zu welcher noch unbenannten Einheit diese drei Ausgangsgegenstände als konstitutive Momente gehören oder hinführen (ebd., S. 64; Hervorhebungen von Bühler; Klammer einschübe von M.G.).

Bühler zufolge kann man diesen drei Seiten des Gegenstandes mit verschiedenen methodischen Mitteln und in unterschiedlichem Grade habhaft werden. Die *Erlebnisse* könne man beobachten, analysieren, interpretieren und auch mit ihnen experimentieren. Das *Benehmen* könne man beobachten, zählen, messen und experimentell variieren, und die *Gebilde* (Sprache, Werkzeuge, manuelle und geistige Werke) erlaubten es, Schlüsse auf die sie hervorbringenden psychischen Vorgänge und Handlungen zu ziehen. Bühler betrachtete also alle drei Verfahren als legitim. Nach dem Autor ist es sogar notwendig, sich aller drei Zugänge zum psychischen Leben zu bedienen. Wenn dies geschehe, sei die Krise – sozusagen als „fruchtbare“ – auch überwindbar, am Ende könne sogar eine einheitliche Wissenschaft erwartet werden.

Demnach kann es in einer sogenannten Krise nicht darum gehen, alternative Ansätze zu ignorieren oder gar zu eliminieren, sondern vielmehr darum, sich für dieselben zu öffnen und Kritik am eigenen Ansatz zuzulassen. Bühler ist ein Beispiel für diese Offenheit.

Ist die Psychologie eine Wissenschaft?

Ihre Krisen und Kontroversen von den Anfängen bis zur
Gegenwart

Galliker, M.

2016, XII, 271 S. 15 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-09926-8